Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Agathe [Schluss]
Autor: Häberlin, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572009

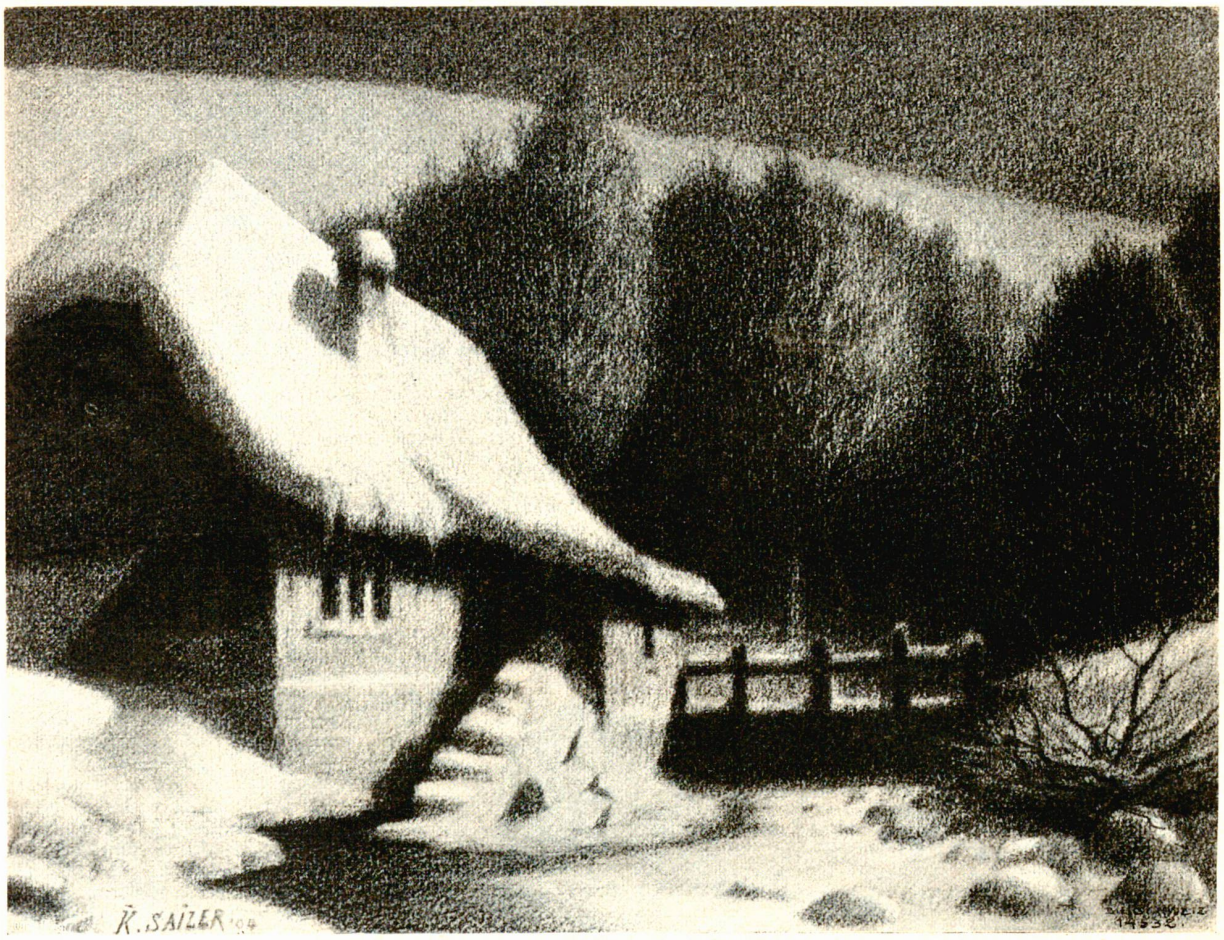
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Mühle im Mondschein. Nach Zeichnung von Karl Sailer, Zürich.

Agathe

Nachdruck verboten.

Studie von **A. Häberlin**, Frauenfeld.

(Schluß).

Agathe war es zumut, als sei das Leben nun vorbei. Eine unendliche Leere und Trostlosigkeit umfing sie. Es konnte ja, es durfte nicht wahr sein, daß das Kind ihr genommen. War sie nicht mit jeder Faser mit ihm verwachsen? Da flatterten ihr, als sie auf dem Heimweg den Hof betrat, von einem Seile herab lustig die Hemdchen und Höschen der Kleinen entgegen, vom Winde aufgebläht, als steckten ebensoviele neckische Geister darin. Da lag auf dem Tische das angefangene Strickzeug, das die Kleine so urkomisch zwischen den Händchen gehalten, mit der Erklärung: Leni will auch arbeiten. Wie krampfhaft hatte sie die Nadeln festgehalten, wie drollig die Augenbrauen hochgezogen und das rote Mündchen nach vorn gekräuselt, daß Agathe hell auflachte! Jeder Schritt, jeder Blick im Zimmer umher sandte Dolchstiche in ihr Herz. Es war ja nicht möglich, es gab keine Zukunft mehr ohne das Kind. Ja, wenn es wenigstens einem bessern Los entgegengegangen wäre, vielleicht hätte sie es ertragen, sich zu trennen. Aber so! Diese wilde Angst im Herzen darüber, was dem Liebling geschehe! Noch tönten die entsetzten Schreie des Kindes in ihren Ohren, noch sah sie es angstvoll die Aermchen ausstrecken. Welche Bilder malte die grausame Phantasie! Den Vater sah sie, wie er betrunken den Liebling schlug. Wild bäumte sie sich auf. Sie ertrug es nicht in ihrem Zimmer; die Wucht des Schmerzes drohte sie zu ersticken. — Doch es gelang ihr nicht, noch am selben Abend das Wohnhaus des Räubers in Erfahrung zu bringen.

Wer schon zu Bette gegangen ist, die Verzweiflung im Herzen, wer schon die schlaflose Nacht, von Kummerslast wie von einem atemraubenden Felsblock bedrückt, ohne erlösende Tränen durchlitten hat, der wird verstehen, wenn es Agathe am nächsten Morgen wie ein körperlicher Schmerz war, wieder sich dem Leben zuwenden zu müssen. Sie konnte nicht arbeiten; die Nadel entglitt unvermerkt ihren Fingern, die Hände lagen im Schoß, der Kopf sank schwer zurück, die Augen starrten ins Leere. Sie konnte keine Pläne machen, — sie fühlte nur ein schweres Unglück mit ungeheuerm Druck lasten. Doch, da war eins, was ihr Linderung verschaffen konnte: zu suchen, herumzufragen, bis sie das Haus, wo Füllemann wohnte, herausgefunden! Aber wenn er gar nicht mehr hier, sondern weit fortgegangen war? Die verzehrende Unruhe wurde nur beschwichtigt, wenn sie die Gassen durcheilen und die gierigen Blicke nach allen Winkeln aussenden konnte. Nun war sie so weit. Die Nachbarsleute erzählten ihr, daß gestern ein Mann in blauem Ueberhemd ein weinendes Kind in jenes Eckhäuschen getragen und daß man bald darauf einen heftigen Wortwechsel zwischen ihm und seiner Frau gehört habe. Eine herumlungernde Frau wußte noch zu sagen, daß Füllemanns Frau die frühere Magd sei und ihm giftige Vorstellungen gemacht habe über die unnötige Vergrößerung der Familie. Leni war nicht zu erblicken, obgleich Agathe wohl eine Stunde um das Haus herum zögerte, bis endlich Füllemann erschien und sie mit Schimpf- und Drohworten davonjagte. Eine Woche

lang hatte Agathe zu den verschiedensten Tageszeiten vergeblich nach dem Kind ausgeforscht. Endlich, an einem Samstagnachmittag, als sie wieder ihren Spähergang ging, erblickte sie die Haustür offen und durch die Küche hindurch, in der ärmlichen Stube — Leni, die auf einem Bänkchen saß und ein Wickelkind im Arme hielt, das ihr zum Tragen zu schwer schien. Leni sah schmierig aus und hatte ein blaues Mal auf der linken Wange, das ihr liebes Gesichtchen entstellte. Die Frau war mit Putzen beschäftigt; die größern Kinder waren nicht daheim, ebensowenig der Mann. Agathe schlich näher. „Leni!" rief sie; es klang wie der Ton einer gesprungenen Saite. Leni schaute auf und um sich — und gewahrte die Treue. Das war ein Freudenschrei! „O, kommst mich zu holen?" Sie wollte vom Bänkchen hinunter und hinausspringen; aber die Frau trat verhindernd dazwischen. Agathe eilte in die Stube und bedeckte das Kind mit heißen Liebkosungen. Dann beschwor sie die Frau, ihr das Kind wieder zu lassen oder wenigstens zu ermöglichen, daß sie es von Zeit zu Zeit zu sich hole. Doch die Frau betrachtete die Bittende mit Abneigung. War ihr vorher das Kind lästig gefallen, so fühlte sie sich, je inständiger die Bitten wurden, desto weniger aufgelegt zum Willfahren. Das ihr angebotene Geld wies sie kurzerhand zurück und drang mürrisch darauf, Agathe solle sofort das Haus verlassen und überhaupt das Herumschnüffeln aufgeben, wenn sie nicht Schuld haben wolle, daß der Mann sie und das Kind mißhandle, wenn er von den Nachstellungen erfahre. Er habe mit einem schweren Eid geschworen, daß das Kind bei ihm bleiben müsse, und im Rausch sei er zu allem fähig. Uebrigens sei man keinen Augenblick vor seiner Heimkehr sicher, da er in der Nähe arbeite. Wie brachte es Agathe über sich wegzugehen, sich von dem erwartungsvollen, flehenden Blick des Kindes abzuwenden, es zurückzulassen, um dann wie gejagt davonzueilen? Aber, wie hätte sie die Veranlassung zu Schlägen für das Kind werden mögen? Während ihr Herz zu brechen drohte, hatte sie es vermocht, das Kind, das ihr gehorchte und glaubte, bleiben zu heißen; denn — man würde es ja wieder wegholen, wenn es ihr folgte, und es dafür plagen. Und in diesem Augenblick konnte sie auch nicht an Flucht in eine andere Gegend denken; sie war mittellos, das Kind hätte an einem fremden Ort bei ihr hungern müssen.

So hatte sie nirgends Ruhe: war sie vom Kind weg, so drängte es sie, zu spähen und zu lauschen, bis sie etwas von ihm wußte; sah sie sein trauriges Gesichtchen und die trostlose Umgebung, so floh sie wie von Furien gejagt und konnte den Anblick nicht ertragen. Gleich in den ersten Tagen war ihr der Gedanke an den Arzt gekommen. Wenn ein Mensch sich ihrer erbarmte, so war er es. Die Hoffnung beschwingte ihre Schritte, als sie sich nach seiner Wohnung aufmachte. Je näher sie kam, desto heller wurde es in ihr: hier würde sie Verständnis, Rat und Hilfe finden. Die Doktorsfrau empfing sie, fragte nach ihrem Begehr und fügte gleich hinzu, der Herr Doktor sei schon vor vierzehn Tagen nach L. verreist, wo er den Sommer hindurch als Kurarzt bleibe. Es war Agathe, als sehe sie jeden festen Grund stürzen und als sei mit einem Mal alles hoffnungslos. Die Frau Doktorin war freundlich zu ihr, als sie ihre verzweifelte Miene sah, nötigte sie, einzutreten und ihr Anliegen gleichwohl zu erzählen. Sie besaß aber keineswegs die Gabe des Zuhörens; denn beständig unterbrach sie Agathe mit Zwischenfragen, die entweder nicht paßten oder bewiesen, daß sie schon Gesagtes überhört hatte. Sie war peinlich ordnungsliebend, und es störte sie, daß Agathe in ihrem Anzug vernachlässigt dasaß. Auch mußte sie zwischenhinein etliche Male dran denken, daß Trine, die Magd, gerade jetzt die Salonmöbel herumrutsche und ohne ihre Aufsicht am Ende etwas verderbe. Nicht, daß sie ohne Mitgefühl gewesen wäre! Sie warf aber den Einwand hin, ob man denn Beweise habe, daß das Kind jetzt schlecht behandelt werde. Dann wieder — denn sie war eine Frau, die streng auf Sitte hielt — kam ihr diese leidenschaftliche Zuneigung zu einem fremden Kind verdächtig vor, und sie fragte in kaltem Ton: „Warum haben Sie denn eigentlich das fremde Kind zu sich genommen? Lag irgend eine Verpflichtung für Sie vor?" Was sollte ihr Agathe darauf antworten? Sie hatte doch bereits alles erzählt, wie ihr das Kind teuer geworden, und nun auf einmal diese Frage des Mißtrauens!

„Nun, ich will meinem Mann über die Angelegenheit schreiben, und er wird dann schon wissen, was überhaupt getan werden kann."

Bittend erhob Agathe die Hände.

„Wollen Sie es, bitte, sobald wie möglich tun!"

Die Doktorin war in nervöser Unruhe aufgestanden und hatte bald diesen, bald jenen Gegenstand in die Hand genommen und zurechtgerückt, und Agathe fühlte, daß ihr die Zeit kostbar wurde. Sie empfahl sich und verließ das Haus ungetröstet, um viele Hoffnung ärmer, kaum darauf hörend, daß ihr die Doktorin noch anerbot, die Sache in ihrem Frauenverein zur Sprache zu bringen. Diese schaute dem Mädchen noch aus dem Fenster nach, wie es schleppenden Ganges, als wüßte es nicht recht wohin, die Straße entlang zog. Hätte sie mehr für das Mädchen tun sollen? Sie ward unsicher von Mißtrauen und Mitgefühl geschaukelt und seufzte, daß die vielen schlimmen Erfahrungen des Lebens einem doch so hinderlich würden am Entschluß zur Teilnahme. Am besten war es, sich noch mit einigen Frauen zu beraten und sich danach ein Urteil zu bilden. Und sie war verstimmt, daß ihr mitten in ihre Putzgeschäfte diese unbequeme Frage gekommen; auch fühlte sie sich nicht ganz behaglich in ihrem Gewissen und machte gleich einen Kompromiß, das nächste Mal ohne

Waldweg im Winter (Phot. A. Krenn, Zürich).

Zaudern zu helfen, wenn wieder jemand vorspreche.

Agathe schlief nicht, aß kaum, konnte sich nicht zur Arbeit zwingen. Ihre Nerven waren so überreizt, daß sie beständig zusammenschrak. Die folternden Vorstellungen von der Not des Kindes drohten sie um den Verstand zu bringen. Jede Stunde, die sie es länger bei Füllemanns lassen mußte, wurde ihr zur Gewissensqual. Was für Worte und Reden mochte es dort hören, welche Szenen mit ansehen? Lieber tot möchte sie es wissen als unglücklich, lieber im Gottesacker draußen als unter gemeinen Menschen. Dieser Gedanke nistete sich bei ihr ein.

Nach dem vergeblichen Gang ins Doktorhaus war ihr der Pfarrer eingefallen. Ja doch, ein Herr Pfarrer, der mußte ja vor allem für das Seelenheil der Menschen besorgt sein und Recht und Unrecht zu unterscheiden wissen. Als sie durch das Gartentor eintrat, fiel ihr Blick gleich auf die junge, blühende Frau, die ein kleines Kind herzte und in die Höhe schaukelte. Sie sah herzensgütig aus.

„Sie sind krank," redete sie in weichem Ton Agathe an, mit einem mitleidigen Blick auf das aschgraue Gesicht, in dem die brennenden Augen unnatürlich groß erschienen, weil dunkle Ringe sich darunter hinzogen. In der Tat, Agathe konnte kaum mehr stehen. Sie hatte sich diesen Gang als eine Art Orakel zurechtgelegt, ob sie überhaupt von Menschenseite Hilfe für sich und das Kind zu hoffen habe. Zuviel stand auf dem Spiel, und gering war ihre Kraft zum Hoffen geworden. Die junge Frau sah, daß sie sich kaum mehr auf den Füßen hielt, nötigte sie freundlich auf die Gartenbank und bat sie, erst ein wenig zu rasten. Unruhig fragte Agathe nach dem Herrn Pfarrer.

„Gewiß, er ist in der Studierstube; ich werde Sie gleich zu ihm führen!"

Sie nahm das Kind auf den Schoß, streckte es Agathen entgegen und sagte: „Gib dein Händchen und sei lieb mit der Frau!"

Heiße Tränen flossen über Agathes bleiche Wangen, und ein stöhnendes Schluchzen entrang sich ihrem gepreßten Herzen, sodaß die junge Frau sich liebreich nach ihrem Kummer erkundigte. Die Unglückliche konnte kaum Worte stammeln, nur soviel wie: „Mein Kind" — — „Nicht mehr" — — und die Pfarrerin, indem sie sich selbst an deren Stelle versetzte, weinte mit der Fremden, hielt ihre Hand und versuchte zu trösten, als der Pfarrer erschien, ein mittelgroßer, ernster Mann.

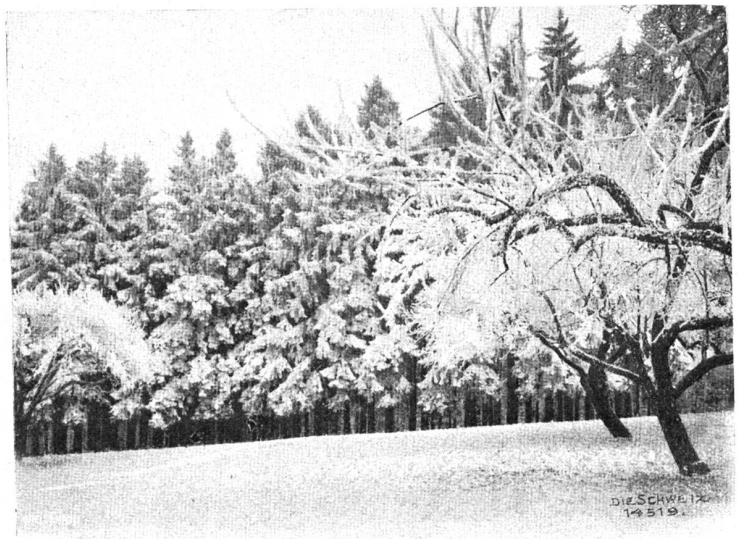
„Ich wollte dich bitten, diesen Knopf an meinem Ueberrock festzunähen, da ich in einer Viertelstunde in die Sitzung gehen muß." Sein Blick maß dabei die fremde, verwahrloste Gestalt.

„Eine Unglückliche, die ein Anliegen an dich hat."

Mit einem bittenden warmen Blick entfernte sich die junge Frau und nahm das Kind mit sich, das sich scheu von der Weinenden weggedrängt hatte.

Der Pfarrer war sehr gewissenhaft in seinem Amte und hielt darauf, jegliche Verrichtung mit Würde zu besorgen, also auch die Audienzen, die er nicht anders als im Studierzimmer erteilte, wohin er Agathe nötigte.

Draußen im Garten, in der freien Natur, wäre ihr wohler gewesen. Das ernste, feierliche Zimmer schüchterte sie ein, sodaß sie nicht schnell die Worte fand, bis der Pfarrer zur Eile mahnte, da er ihr nicht mehr als eine Viertelstunde schenken könne. Agathe erschrak und regte sich auf. So Wichtiges stand auf dem Spiel! Und wenn es ihr nicht gelang, sein Herz zu rühren, wenn er vorher fortging! Die Pulse klopften, die Kehle war ihr wie zugeschnürt; plötzlich warf sie sich zu seinen Füßen und beschwor ihn in Gottes Namen, ihr zu helfen und das Kind zu retten. Unwillig hieß sie der Pfarrer aufstehen. Er war ein Mann der Mäßigkeit und Ordnung, und jegliches Benehmen, das die Schranken des Gewohnten verließ, war ihm zuwider. Doch jetzt ließ sich Agathe nicht mehr einschüchtern. Brausend wie ein Wildbach, in fliegender Hast, stürzten die Worte über ihre Lippen; da gabs kein ordentliches Erzählen mehr: Kummer, Angst, Verlassenheit, Drohungen, Schmähungen, Schluchzen, Bitten, der Jammer des Kindes, die Gefahren, in denen es



Rauhfrost (Phot. A. Krenn, Zürich).

steckte, — die Leidenschaft riß sie hin. Sie mußte diesen Mann zwingen, ihr zu helfen, das Kind mußte ihr wieder werden und zwar sofort. Jeder Tag Aufschub verdarb es, bedrohte seine Gesundheit, seine Seelenreinheit. Und wilde Worte drangen über ihre Lippen gegen den Räuber, Anklagen gegen alle Menschen, die so etwas zuließen. Sie war außer sich, sah nicht mehr den Pfarrer vor sich, sondern nur noch den Kampf um das ihr verwehrte Recht. Der Pfarrer zürnte ob dieser Maßlosigkeit und rang es sich nicht ab — wie sein Gerechtigkeitsgefühl es diktierte — dem Mädchen recht zu geben. Er dachte freilich, daß man das Kind wegnehmen und womöglich dem Mädchen zurückgeben müsse; aber der Schulmeister in ihm verbot ihm, dies laut zu denken. Er begnügte sich damit, innerlich gerecht zu sein und auf des Mädchens Seite zu stehen. Die Sache war vor seinem Gewissen erledigt; sie aber sollte sich mäßigen lernen und durch seine Zurückhaltung geradezu zum Maßhalten gezwungen werden, während er dann, ohne daß sie es wußte, Schritte zum Ordnungschaffen tun würde.

„Gedulden Sie sich und suchen Sie sich zu beherrschen; denn hier führt Gewalt zu nichts. Im bürgerlichen Leben muß alles nach bestimmten Gesetzen und in Ruhe vor sich gehen."

Er dachte eben nach, wie er sich selbst zu Füllemann begeben, mit ihm unterreden, ein Leumundszeugnis über ihn einholen wolle; aber Agathe fuhr heftig auf ihn los, da er von Ruhe sprach, und fragte mit wildem Blick:

„Es handelt sich jetzt einzig darum, ob Sie helfen können und wollen!" Und sie verschwor sich, daß sie keinen Tag länger zu warten vermöge auf fremde Hilfe und daß jetzt endlich einmal gehandelt sein müsse, sonst mache sie ihn für die Folgen verantwortlich. Sie wies auf einen Stahlstich hin, der die Wand zierte: Die Erweckung des Jünglings zu Nain.

„Hat sich der Heiland lange bitten lassen," rief sie mit flammenden Augen, „als er diesem Trauerzug begegnete? Hat er nicht sogleich den Knaben seinen Eltern wiedergeschenkt? Und Ihr wollt sein Stellvertreter sein und heißet mich mit kalten Worten warten, wenn jede Stunde eine Ewigkeit und jeder Tag voll Höllenqualen für mich ist?"

Der Pfarrer war ernstlich böse.

„Gehen Sie heim und besinnen Sie sich, wie Sie mit einem Geistlichen zu verkehren haben!"

„Euer letztes Wort?" rief sie drohend.

Er öffnete schweigend die Türe, und sie stürmte hinaus, nicht achtend, wohin sie trat. Schade, daß die Pfarrfrau ihr nicht begegnete! Sie hätte den Ausdruck des Wahnwitzes in dem verzerrten Antlitz wahrgenommen. Sie hätte sie nicht so fortgelassen. Und wenn sie selbst keine Hoffnung gefühlt hätte, sie würde ihr solche vorgespiegelt haben, aus Barmherzigkeit.

Sie wäre sofort mitgegangen, weil sie eingesehen, daß dieses überreizte Gemüt dringend des Beweises von Menschenliebe bedurfte und sich allein, mit plötzlich verschobenen Begriffen nicht zurechtfinden konnte. Aber leider begegnete sie ihr nicht, und Agathe ging ungehindert ihren Weg, auf dem hundert zügellose Gedanken gleich schnellenden Schlangen emporzuckten. Jetzt war sie verlassen von allen Menschen, und das Kind war preisgegeben. Nun galt es, stark zu sein und das Unmögliche zu vollführen. Hatte sie es sich nicht Nächte lang — wenn der Schlaf sie mied — ausgedacht und dann immer wieder als Fieberphantasie schaudernd von sich gewiesen? Aber es war geblieben und hatte mit jedem Tag etwas von seiner Unglaublichkeit verloren. Sie spielte eigentlich mit dem Gedanken; denn sie wußte ja doch, daß sie es nie tun würde. Aber man konnte sich ja so etwas bis an die letzte Grenze ausmalen und zuletzt immer noch nein sagen. Je tiefer indes die Aufregung fraß, desto öfter kam es vor, daß es ihr doch möglich erschien und sie manchmal fast wie eine Neugier heraufschleichen spürte, Neugier, ob sie's zu Ende bringen könnte. Ihre Begriffe veränderten sich überhaupt merklich, traten aus den richtigen Verhältnissen zu den Gegenständen, und nach und nach erschien es ihr, als ob das, was zuerst ihr Grausen erregt, das einzig von ihr Verlangte sei, das, was ihr im Leben noch zu tun verbleibe. Sie fühlte sich näher und näher dazugetragen.

* * *

Wie hatte sie es angefangen, Leni zu entwenden? Einige Stunden, nachdem sie das Pfarrhaus verlassen, führte sie das Kind an der Hand und zog es eilenden Laufes nach sich. Bald trug sie es, da die Stadt nicht schnell genug hinter ihnen zurückweichen wollte. Sie verfolgte die Richtung nach dem großen Walde, in den sich sonst einzelne Personen nicht gerne wagten. Es war am späten Abend; die Sonne stand ziemlich tief am Himmel und erzwang sich einen Durchschlupf durch ein Netz von Gewitterwolken.

Leni wollte einmal um das andere die Versicherung hören, daß Agathe nun und nimmer es von sich lasse, und wußte sich nicht zu fassen vor Jubel und Freude, als Agathe düster sagte: „Kein Mensch wird dich mir je wieder entreißen!"

Des Kindes Zärtlichkeiten blieben unerwidert; Agathe schien sie kaum ertragen zu können und drängte nur immer vorwärts.

„Wohin gehen wir denn, Agathe?"

„In ein schönes, stilles Versteck, wo du ruhig schlafen kannst."

Sie betraten den Wald, verließen ihn wieder, eilten über Ried und Moos, daß gurgelnde Laute aufstiegen. Bunte Blumen nickten zwischen hohem Gras.

„Laß sie uns pflücken!"

„Nein, noch weiter! Siehst du dort vorn die schönen Blumen, schneeweiß, gar so seltene; weißt du, Kindchen, die darfst du dir holen!"

Sie halten still. Es ist gerade, als ob sie durch ein goldenes Tor in den Himmel schreiten sollten; denn geradeaus ist die ganze Himmelswand in Gold getaucht, und blendender Schein überströmt die ganze Landschaft, daß die wenigen Bäume wie Erz schimmern und funkelnde Blätter, wie von getriebenem Gold, im leisen Abendwind zittern. Es tut den Augen weh, in so viel Glanz zu schauen. — Dort hängen die weichen Aeste der Weide, neigen sich sanft auf eine grünschimmernde Fläche. Ist's eine Wiese? Wie wunderschön! Große weiße Rosen liegen wie auf einem Teppich daraufgebreitet. Jauchzend springt ihnen das Kind entgegen. „Agathe, komm mit, wir wollen sie holen!"

Agathe kann sich nicht von der Stelle rühren; ihre Glieder versagen. Ihr Herz dröhnt mit solchen Hammerschlägen, daß ihr ist, als sollte es meilenweit gehört werden. Es wird gleich etwas Furchtbares geschehen, sie weiß es ja, sie hat es ja in den schwarzen Nächten vorausgesehen ... Oder träumt sie's nur? Ist sie das wirklich? Ist dort das Kind? — —

Da — ein Schrei — — Die Seerosen teilen sich — Noch ragt ein weißes Händlein.

Mit wütendem Sprung stürzt Agathe darauf zu. Nein, sie kann es nicht geschehen lassen, sie muß zum Kind, es retten.

„Ich komme, Liebling, gleich ist deine Agathe bei dir ... Ich komme ... Hier ... hier. ..."

Sie taucht hinein, sinkt, verwirrt sich im Geschlinge — verschwindet.

Bald liegt der Teich wieder ruhig und glatt im goldumflossenen Abendfrieden.

☆ Minnelied ☆

Du deiner Stille Frohe,
Der nie zu nah'n mir glückt,
Weil zwischen uns, du Hohe,
Kein holder Steg sich brückt,
Rühm' dich zu keinen Stunden,
Daß du mir fern und weit;
Ich habe dich gefunden
In deiner Einsamkeit!

Hin über Schrund und Schranken,
Ob keine Straße war,
Da eilte der Gedanken
Nie müde Pilgerschar.
Und von den Pilgern allen
Ist keiner je verirrt;
Sie wandern und sie wallen,
Bis ihnen Heimat wird.

Sie finden nichts auf Erden
Wie dich so stet und leicht
Und können heimisch werden
Erst, wenn sie dich erreicht,
Fragen, ob Tage lachen,
Ob Nächte dunkeln, kaum;
Sie suchen dich im Wachen
Und suchen dich im Traum.

Und wenn sie nicht mehr kommen,
Dann ist die Zeit erfüllt,
Und, was für dich geglommen,
In Finsternis gehüllt.
Dann wisse, Liebe, Hohe,
Nach der mein Herz so krank,
Daß eine leise Lohe —
Mein Leben in Asche sank!

Ernst Zahn, Göschenen.